

Hochsommer

Autor(en): **Huggenberger, Alfred**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Appenzeller Kalender**

Band (Jahr): **198 (1919)**

PDF erstellt am: **23.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-374609>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Mauern und Wänden umschlossenen Geviert verging der gellende Ruf des Vogels gleich einem Notschrei aus einem Verlies. Wie ich war, im Festkleide, suchte ich die Straße, und dann lief ich ins Land hinein, den Hügeln zu. Tief war die Sommernacht; Sterne waren am Firmament, die sich lösten und in dieses dunkle Meer tauchten, und über ihrer goldenen Spur wellte die Finsternis dahin.

Ein Hund klagte, hinter einem Kammerfenster blühten Kerzen in die Nacht, und ich vernahm im Schatten eines Baumes das eintönige Murren von Gebeten und das Schluchzen und Wimmern eines Weibes. Ein steifer, vierchrötiger Gefell, den Kopf vornübergebeugt, kam vom Stall her, sprach verdrossen mit sich selber und machte sich am Brunnen zu tun. Ich nahte mich ihm, schaute in ein verwüstetes graues Gesicht und fragte, ob es ein Leid im Hause gegeben.

„Meine Tochter ist ums Junachten gestorben,“ murmelte der Alte. „War stark und stolz wie eine Bergtanne, und ist doch keine zwanzig Jahr alt geworden. Das hat man von den Kindern und gar von einem einzigen! Am letzten Tanz im Frühjahr ist's gewesen, da hat sie sich's geholt — seither ist sie nimmer gewesen was sie war. Arme Leute sind dazu da, daß sie von Gott und Menschen noch besonders geschlagen werden,“ lästerte der Trinker. „Das schönste Mädchen im Land, und jetzt so wenig wert, wie eine tote Fliege. Wenn der Himmel seinen Zorn ausläßt, ist's an denen, die schon unglücklich genug sind. Ich glaub' schon lange nicht mehr, was der Pfarrer dahersalbadert,“ höhnte der Alte in jener Sprache, die er sich in der Schenke ruhmrednerisch angewöhnt hatte.

Im Gasthof, wo ich mit Siebenschönchen getanzt, hatte ich Herberge genommen, und dann war ich Zeuge geworden, wie man das tote Mädchen nach altem Brauche im Kirchlein aufbahrte. Im offenen Sarge lag es in seinem Sterbehemd, die Lippen leicht geöffnet, die Augen unter langen Wimpern geschlossen, über der Stirn eine einzelne Locke. Brunkvoll gestickte Fahnen standen ihm zu Häupten, Kerzenlicht spendete goldfarbene Schatten und spielte auf einer Decke von weißen Rosen. Von Stunde zu Stunde und so auch die Nacht hindurch lösten sich Verwandte und Bekannte ab, um am Sarge zu wachen und zu beten. Und darüber geschah's, daß ich einmal für eine kurze Weile allein mit der Toten war, und indes eine ersterbende Kerze aufknisterte, eine Gloriole von Gold um das blasse Haupt hing und verging, hatte ich die Locke gehoben und geküßt, wie voreinst. Und dann,

als neue Beter nahten, war ich hinausgegangen und hatte im Wirtshause den Vater des Mädchens gefunden, wie er inmitten einiger Bauern saß und den Trachtenschmuck seiner verstorbenen Tochter rühmte, daß er altes Erbteil sei, reich an Gehalt und Gewicht. Und dabei zerrte er mit zitternder Hand die Silberkettlein aus der Rocktasche hervor, und die raschelten und ballten sich auf dem Tisch zu schimmernden Häuflein. „Wer bietet?“ forschte er in der Runde. Er habe keine Tochter mehr, daß sie sich damit puke.

Die Bauern hatten gierige Augen und ließen doch alle mit einem Gebot auf sich warten. Und als endlich einer eine bescheidene Summe nannte und sie zauderten, aufzusteigern, trat ich hinzu und bot das Doppelte. Der Schmuck müsse in der Gemeinde bleiben, knurrte der erste Bieter; der sei nicht für fremdes Volk. Doch als die Bauern nickend beistimmten und mich mit scheelen Blicken musterten, war der Alte aufgefahren, hatte mit der Faust auf den Tisch geschlagen und von Wucherern gewütket, wie sie den ins Elend Geratenen bis aufs Blut ausbeuten. Aber einmal sollen sie ihren Meister finden — niemand werde ihn daran hindern, mit seinem Eigentum zu tun, wozu er Lust habe. Und er hatte mir die Silberkettlein, Schnallen und Nadeln zugeschoben, und ich ließ mich von mißgünstigen Augen nicht anfechten, barg den Schmuck in meiner Tasche und zahlte außer dem Kaufpreis noch eine Runde für die Gesellschaft, daß sie auf meine Gesundheit anstoße. Aber die schwieg verstockt und überließ es dem verkommenen Alten, mit dem Wein fertig zu werden.

Der Tag war blau, frühe Zeitlosen standen in einem feuchten Grunde, und ein Falke hing hoch, hoch über dem Kirchlein mit dem Gottesacker, wo man Siebenschönchen in die Erde bettete. An einem Bache rastete ich, lauschte auf das Glöcklein, das dem Mädchen ins Grab läutete, wand mir eins der Kettlein um den Arm und glaubte den Duft des jungen Leibes zu spüren, wie er mir in einer Frühlingsnacht so nahe gewesen. Und dann sah ich durch einen Schleier von Tränen in eine Ferne weit von dieser Erde, und dort ging, leicht und leicht gewandt, wie eine edle Griechin, ein schönes schlankes Mädchen und grüßte, und auf seiner Stirn lag eine braune Locke, und damit spielte der Wind und hob sie, daß sie als eine goldene Flocke in der Bläue stand. Und ich schrie: „Siebenschönchen!“ und ein Widerhall war in den Hügeln und verging, und ein Glöcklein schwieg, und mir war, die Stille breche über mich herein und verschütte mich wie ein Grab.

Hochsommer.

Nun läßt mein kleiner Garten
Im vollen Staat sich sehn;
Ich wollt', ich könnt' ihn warten
Und seine Wunder verstehn!

Die Feuernelken glühen,
Die Lilien leuchten rein,
Das ist ein Prahlen und Blühen,
Als könnt' es immer so sein.

Es klettern die ledern Winden
Bis über den Baum hinaus
Wo sie keinen Stab mehr finden,
Blicken sie fragend aus.

Alfred Huggenberger.